

Bern

Umweltsünder auf dem Fussballplatz

Mikroplastik Kunstrasen gelten als gute Lösung, damit Fussballclubs mehr trainieren können. Doch nun mehren sich die ökologischen Bedenken. In Ostermundigen regt sich gar Widerstand.



Wenn der Schnee schmilzt, bleiben die Kügelchen neben dem Feld zurück. Viele landen, wie hier auf der Grossen Allmend, ausserhalb des Zaunes. Foto: Franziska Rothenbühler

Naomi Jones

Der FC Ostermundigen freut sich auf den Second-Hand-Kunstrasen von YB. Schon heute hat der Club zu wenig Trainingsflächen und muss Kinder, die Fussball spielen möchten, auf eine lange Warteliste setzen. Zudem verliert er bald zwei Fussballfelder. Die Gemeinde opfert sie der Tramwendschlaufe und neuen Wohnhäusern. Auf dem Kunstrasen können die Kicker länger trainieren, denn er braucht weder Erholungsphasen noch eine Winterpause. Für die 27 Teams des FCO wäre der Meisterrasen nicht bloss eine Ehre, sondern auch ein Segen.

Doch nun regt sich Widerstand. Die Grünen wollen den Gemeinderat im Februar mit einem überparteilichen Vorstoss dazu auffordern, die Kosten inklusive Umweltkosten des Kunstrasens mit einem Naturrasenfeld zu vergleichen. «In der Euphorie werden die Umweltkosten des Kunstrasens oft nicht eingerechnet», sagt der Biologe Martin Zabe-Kühn aus Ostermundigen.

Schnee mit Kügelchen

Hintergrund: Kunstrasen stellt ein ökologisches Problem dar. Die Felder sind eine wesentliche Quelle von Mikroplastik in der Umwelt. Damit der Grund gut federt, wird Gummigranulat zwischen die Kunstgrashalme gefüllt. Gemäss einer norwegischen Studie landen jährlich zehn Prozent des Granulats in der Umwelt. Es bleibt an den Schuhen und Kleidern der Spieler kleben oder wird beim Schneeräumen und Putzen vom Feld gewischt. Gemäss einer Studie des Fraunhofer Instituts in München

«Das Problem mit dem Plastik ist, dass niemand eine Ahnung hat.»

Antonia Eisenhut
Geschäftsführerin des Vereins
Aqua Viva

von letzten Sommer verursachen Verwehungen von Sport- und Spielplätzen mit Kunstrasen weit mehr Mikroplastik in der Umwelt als Kosmetika und Textilfasern.

Die Grünen begründen ihre Skepsis gegenüber dem Meisterrasen unter anderem mit Bildern, die sie in diesen Tagen auf der Berner Allmend gemacht haben. Rund um die beiden eingezäunten Kunstrasenfelder liegen Schneehaufen voller grüner Kügelchen. Wo der Schnee bereits geschmolzen ist, bleiben die Kügelchen zurück. Gut zehn Meter vom Zaun entfernt findet man immer noch welche. «Und die Vögel picken das Zeug auf», sagt Politiker Zabe-Kühn.

Beliebter Kunstrasen

Kunstrasenfelder gelten heute als gute Lösung. Auch im rot-grün dominierten Bern. Gemäss der städtischen Rasenstrategie von 2016 fehlen bis 2030 10 Rasen- oder 5 Kunstrasenplätze. Bereits heute sind 15 Prozent aller Sport- und 30 Prozent der Normplätze Kunstrasenfelder. Pro Jahr und Platz müssen 2 bis 5 Tonnen Granulat nachgefüllt werden. Insgesamt gibt es in der Stadt Bern 42 Sport-, Trainings- und Schulrasenfelder.

Die ökologischen Bedenken gegen Kunstrasen seien neu, sagt die zuständige Gemeinderätin Franziska Teuscher (Grüne). «Wir müssen nun abklären, wie gross das Problem wirklich ist.» Für Naturrasen gebe es in den Quartieren zu wenig Platz. «Zusätzlicher Naturrasen wäre nur am Stadtrand möglich, auf Kosten von Landwirtschaftsfläche», sagt

sie. Und das sei auch problematisch. Naturrasenfelder würden stark gedüngt.

Bisher wurde von den Behörden vor allem darauf geachtet, dass die Kunststoffrasen keine Gewässer verschmutzen. Das kann geschehen, wenn sich Stoffe aus neuen Feldern auswaschen. Die zwei Millimeter grossen Granulatkügelchen gelten aber nicht als Problem. Sie werden in der Abwasserreinigungsanlage (ARA) aus dem Wasser gefiltert und mit dem Klärschlamm verbrannt. Auch wenn sie neben der Anlage auf dem Boden landen, stört das niemanden gross.

Von Mikro- zu Nanoplastik

Antonia Eisenhut von der schweizerischen Gewässerschutzorganisation Aqua Viva ist anderer Meinung. «Egal, woher das Plastik kommt, es gehört nicht in die Natur.» Denn Plastik baut sich nicht ab, sondern zersetzt sich in immer kleinere Teilchen. Als Mikroplastik gelten Teilchen, die

kleiner als fünf Millimeter sind. Solche Teilchen ziehen Viren und Bakterien an. Frisst ein Tier das Mikroplastik, frisst es auch die Krankheitskeime. Mit der Zeit zerfällt das Mikroplastik zu Nanoplastik, das noch tausendmal kleiner ist. Mit dem Regen gelangen die Partikel ins Wasser, oder Pflanzen und Tiere nehmen sie auf. So kommen die Nanopartikel in den Nahrungskreislauf. Welche Auswirkungen das habe, sei noch nicht bekannt, sagt Eisenhut. «Das Problem mit dem Plastik ist, dass niemand eine Ahnung hat.»

In Ostermundigen will man mit dem Vorstoss auf die ökologischen Probleme, die der Meisterrasen bringen könnte, aufmerksam machen. «Wir wollen keinen Fussballplatz verhindern», sagt Zabe-Kühn. «Aber vielleicht wäre ein Naturrasen am Schluss billiger.» Die Partei befürchtet, dass Ostermundigen den Meisterrasen in ein paar Jahren teuer entsorgen muss.

In Belp neben einem Naturschutzgebiet

Der FC Belp hat seit 2010 einen Kunstrasen. Ob das Feld heute noch bewilligt würde, muss offenbleiben. Denn die Vorgaben, die der Bund zur Bewilligung von Kunstrasenplätzen macht, gelten erst seit 2011. Der Giessenbadfussballplatz befindet sich etwas ausserhalb des Dorfes beim Flughafen. Gemäss der kantonalen Gewässerschutzkarte befindet sich der Platz in einem besonders gefährdeten Gebiet mit Grundwasser, in der sogenannten Zone Au. Zudem ist die Auenlandschaft der Giesse national geschützt.

Immerhin liegt zwischen dem Fussballplatz und dem Naturschutzgebiet ein grosses, landwirtschaftlich genutztes Feld. Das Feld schütze das offene Gewässer aber nicht unbedingt vor den Kügelchen des Fussballplatzes, sagt die Gewässerspezialistin Antonia Eisenhut. «Je nach Abflusssituation kann starker Regen die Kügelchen bis zur Giesse tragen», sagt sie. Würden die Kügelchen dann von Fischen gefressen, könnten diese auf hormonaktive Stoffe darin reagieren und unfruchtbar werden. (nj)

Ask-Force

Käse essen und lange Zahnhälse putzen

FSK 81 – keine Altersfreigabe: Personen über 81 dürfen diesen Text nur in Gegenwart eines jüngeren Angehörigen lesen.

«Vor einiger Zeit lagen in unserem Briefkasten gleich drei eindeutige Zeitschriften», schreibt uns Herr Rolf Waldis aus Bern: «Golden Age», «Golden Generation 55+» und ein Magazin für Sechzigjährige. Er werde bald siebzig, schreibt er, und das mache ihn nachdenklich: «Muss ich dann eine Zeitschrift 70+ erwarten?» Und: Wenn er schon 50+, 55+ und 60+ sei, «wieso bin ich nicht auch 20+?» Kurz: «Was bin ich? Wäre es nicht ehrlicher, ein Magazin 100 minus oder gar 110 minus zu lancieren?»

Herr Waldis, Ihre Fragen lassen sich leicht beantworten: Natürlich wäre ein solches Magazin



ehrlicher. Und natürlich sind sie als demnächst 70-jähriger genauso 20 plus wie 100 minus. Aber machen wir uns nichts vor (der Autor gehört ebenfalls zur Golden Generation 55+): Die Sache mit diesen Zeitschriften ist bestürzend durchsichtig.

Wir haben ein solches Heftli angeschaut: «Golden Generation 55+» ist ein Magazin, das sich nach eigenen Angaben an Menschen richtet, die mit der Zeit gehen und gerne Neues oder Ungewohntes entdecken – und über Geld verfügen. Richtig: Der letzte Punkt steht selbstverständlich nicht in der Selbstdeklaration. Und doch geht es darum.

Warum wir das wissen? Weil wir alles Durchsichtige durchschauen. Ein Beispiel: In diesem Heftli geht es um Genuss, um Weintrinken und Käseessen. Und gleichzeitig darum, wo man Wein und Käse kaufen kann.

Das ist so weit normal. Was unseren 55+-Autor aber erschüttert, sind die anderen Themen, die in diesem Heftli dunkel und bedrohlich aufscheinen. So befasst sich ein Artikel mit Hörgeräten (ebenso wie ein Inserat). Auf einer anderen Seite lesen wir ein Interview mit einem Zahnmediziner – und auf der nächsten Doppelseite erfahren wir, was die Zahnmedizinischen Kliniken der Universität Bern heute bei freilegenden Zahnhälsen bereits alles tun können.

Soll das tröstlich sein? Nicht für unseren Autor. Er setzt sich mit einem Buch des im letzten Jahr verstorbenen Philip Roth an den Küchentisch und stellt sich lieber der harten Realität, die keiner so brutal geschildert hat wie er: «Das Alter ist keine Schlacht», schrieb Roth, «das Alter ist ein Massaker.»

Bei der nächsten Antwort sind wir hoffentlich wieder etwas besser aufgelegt: askforce@derbund.ch